

(Nachdruck verboten.)

23]

Arbeit

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Zollivet lachte über seine eigne wichtige Rede, und der gute Mazelle, der vor der Armee tiefen Respekt empfand, lachte gefällig mit; während Lucile, die Verlobte des Hauptmanns, ihren liebeheischenden, verschleierte Rätselflick auf ihm ruhen ließ und ihn schweigend mit einem leichten, eigenartigen Lächeln beobachtete, als denke sie stillbelustigt daran, wie er sich als Gatte ausnehmen werde. Und am andren Ende der Tafel saß der junge Achille Gourier ebenfalls schweigend, Zeuge und Richter in einer Person, in den Augen den funkelnden Strahl der Verachtung, die ihm seine Familie ebenso einflößte wie ihre Freunde, mit denen sie ihn zwang, an einem Tische zu sitzen.

Aber da erhob sich wieder eine Stimme, die von allen gehört wurde, als man gerade eine Entenleberpastete, ein wahres Wunderwerk der Kochkunst, austrug. Es war die Stimme der Madame Mazelle, die bis jetzt stumm über ihren Teller gebeugt gesessen hatte, nur damit beschäftigt, den Anforderungen ihrer Krankheit Genüge zu thun, die ihr reichliche und kräftige Nahrung vorschrieb. Und da Boisgelin, der sich ganz Fernanden widmete, sie vernachlässigte, hielt sie sich an Gourier, beschrieb diesem ihr Eheleben und bekante, wie vollständig sie mit ihrem Mann über die Erziehung einig sei, die sie ihrer Tochter Louise geben wollten.

„Ich will nicht, daß man ihr den Kopf mit zu vielerlei Kram beschwert. Fällt mir nicht ein! Wozu sie unnötigerweise quälen? Sie ist unser einziges Kind und wird einmal alles erben, was wir besitzen.“

Ohne klare Absicht, lediglich einer kleinen boshaften Regung nachgebend, der er nicht widerstehen konnte, warf Lucas hier plötzlich ein:

„Wissen Sie denn nicht, Madame, daß das Erbrecht aufgehoben werden wird? Und sehr bald sogar, sowie die neue Gesellschaftsordnung eingeführt ist.“

Alle Gäste hielten dies natürlich für Scherz, aber die Verblüffung Madame Mazelles war so komisch zu sehen, daß alle ihr beizustehen trachteten. Das Erbrecht aufgehoben, welche Ungeheuerlichkeit! Das vom Vater erworbene Geld sollte den Kindern entzogen, diese sollten gezwungen werden, ihr Brot wieder selber zu verdienen? Selbstverständlich, entgegnete Lucas, das sei die logische Konsequenz des Kollektivismus. Und als Mazelle seiner Frau erregt zur Hilfe kam und ausrief, daß er unbesorgt sei, sein ganzes Vermögen sei in Renten angelegt, und man werde es nie wagen, an das Staatschuldenbuch zu rühren, erwiderte Lucas gelassen:

„Da sind Sie eben sehr im Irrtum, verehrter Herr. Das Staatschuldenbuch wird verbrannt, die Renten werden für ungültig erklärt. Diese Maßregel ist beschlossene Sache.“

Dem Ehepaar Mazelle verging der Atem. Die Renten für ungültig erklärt! Das schien ihnen ebenso unmöglich, wie daß der Himmel auf ihre Köpfe niederstürze. Sie waren so fassunglos, so entsetzt durch diese Androhung des Umsturzes aller heiligsten Gesetze, daß Châtelard sich veranlaßt fühlte, sie mit spottender Gutmütigkeit zu beruhigen. Er wandte sich halb gegen das Kindertischchen, wo trotz Pauls gutem Beispiel Nise und Louise sich nicht besonders gut aufgeführt hatten.

„Nicht doch, nicht doch,“ sagte er, „das kommt noch nicht von heut auf morgen, und Ihre kleine wird mittlerweile noch Zeit haben, groß zu werden und ihrerseits Kinder zu bekommen. Nur wäre es einstweilen gut, wenn man ihr das Gesicht abwische, denn sie hat sich, wie es scheint, ordentlich mit Creme beschmiert.“

Damit war wieder der Uebergang zu Sachen und Fröhlichkeit gefunden. Alle hatten jedoch den Hauch des Kommenden, den Windstoß der Zukunft gefühlt, der wieder über diese Tafel hingefahren war und ihren aus Unrecht entstammten Luxus, ihre vergiftenden Genüsse hinweggefegt hatte. Und alle stellten sich als Schutzwehr vor die Rente, das Kapital, die bürgerliche und kapitalistische Gesellschaftsordnung, die auf der Lohn-
Klaverei beruht.

„Die Republik begeht einen Selbstmord an dem Tage, wo sie an dem Eigentum rührt,“ sagte Gourier, der Bürgermeister.

„Wir haben Gesetze, und alles bricht zusammen, wenn sie nicht mehr angewendet werden,“ sagte der Präsident Gaume.

„Auf alle Fälle ist die Armee da, und sie wird dafür sorgen, daß das Gesindel nicht zu Herren der Welt wird,“ sagte der Hauptmann Zollivet.

„Vertrauen wir auf Gott, er ist die Güte und die Gerechtigkeit,“ sagte der Abbé Marle.

Boisgelin und Delabeau begnügten sich damit, beizustimmen, denn sie waren es, denen alle sozialen Mächte zu Hilfe eilten. Und Lucas erkannte deutlich, wie die Regierung, die Beamten-schaft, die Justiz, die Armee, die Geistlichkeit mit allen Kräften die sterbende Gesellschaftsordnung stützten, das entsetzliche Gerüst der Ungerechtigkeit zu erhalten suchten, das zur Grundlage hat die mörderische Arbeit der ungeheuren Mehrzahl, welche das verderbte Nichtsthun einiger wenigen mit ihrem Blute nähren muß. Die schreckliche Vision des gestrigen Abends setzte sich hier fort. Nachdem er die Unterseite gesehen, sah er nun die Oberseite dieser in Auflösung begriffenen Gesellschaft, deren Bau auf allen Seiten klaffende Risse bekam. Und selbst hier, inmitten dieses Luxus, dieses triumphierenden Glanzes, hörte er das Knistern und Knaden, er sah sie alle von Unruhe ergriffen, sich betäubend, dem Abgrund hueilend, wie alle die Verblendeten, welche von den Revolutionen weggeschwemmt werden. Das Dessert wurde aufgetragen, die Tafel war bedeckt von Crèmes, von süßem Backwerk, von herrlichem Obst. Um dem Ehepaar Mazelle wieder das volle Gefühl der Behaglichkeit zurückzugeben, stieß man, als der Champagner kam, auf das Nichtsthun an, auf das göttliche Nichtsthun, das nicht von dieser Welt ist. Und inmitten dieses prächtigen, fröhlichen Speisesaals, über den die großen Bäume draußen ein mildes grünes Licht streuten, versank Lucas in tiefes Sinnen. Ein mächtiger Gedanke, von dem er unbewußt erfüllt gewesen, begann klar und klarer in ihm zu werden; angesichts dieser Leute, welche die ungerechte und tyrannische Macht der Vergangenheit verkörperten, erkannte er die heilige Pflicht, für die Befreiung der Zukunft zu wirken.

Nach dem Kaffee, der im Salon gereicht wurde, schlug Boisgelin einen Spaziergang durch den Park bis zum Bächterhof vor. Während der ganzen Mahlzeit hatte er sich eifrig um Fernande bemüht, die ihn nach wie vor abweisend behandelte. Sie entzog ihm ihren Fuß unter dem Tisch, sie antwortete ihm nicht einmal und widmete ihr strahlendes Lächeln ausschließlich dem Unterpräsidenten ihr gegenüber. Das dauerte nun schon seit acht Tagen. Sie verweigerte ihm jede Süßigkeit, sowie er sich einmal vermaß, irgend eine ihrer Launen nicht augenblicklich zu erfüllen. Der Grund ihrer gegenwärtigen Entzweiung war, daß sie verlangt hatte, er solle eine Parforcejagd veranstalten, lediglich weil sie das Vergnügen haben wollte, dabei in einem neuen Kostüm zu erscheinen. Er hatte sich erlaubt, nein zu sagen, denn die Kosten waren enorm; obendrein hatte Suzanne, als sie von dem Plan hörte, ihn inständig gebeten, doch vernünftig zu sein. Damit war nun der Kampf zwischen den beiden Frauen erklärt, und es handelte sich darum, wer den Sieg davontragen würde, die Geliebte oder die Gattin. Während der Mahlzeit war dem sanften, traurigen Blicke Suzannens nichts von der gespielten Kälte Fernandens, noch von der ängstlichen Besessenheit ihres Mannes entgangen. Als dieser daher den Spaziergang vorschlug, begriff sie sogleich, daß es sich ihm lediglich darum handelte, ein Alleinsein mit der Schmolenden herbeizuführen, um sich zu verteidigen und sie wiederzugewinnen. Verlezt, außer stande, einen solchen Kampf zu führen, zog sie sich auf ihre leidende Bürde zurück und sagte, daß sie hier bleiben wolle, um den Mazelle Gesellschaft zu leisten, die aus Gesundheitsrücksichten nach Tische niemals einen Schritt gingen. Der Präsident Gaume, seine Tochter Lucile und der Hauptmann Zollivet erklärten ebenfalls, daß sie es vorzögen, ruhig zu bleiben; das hatte zur Folge, daß der Abbé Marle dem Präsidenten vorschlug, eine Partie Schach zu spielen. Der junge Achille Gourier hatte sich schon verabschiedet, glücklich, wieder mit seinen Gedanken allein durchs

freie Feld schweifen zu können, indem er vorgab, sich für eine Prüfung vorzubereiten. Es beteiligten sich also an dem Spaziergang nur Boisgelin, der Unterpräfekt, das Ehepaar Delaveau, das Ehepaar Gourier und Lucas, und sie wandelten langsamen Schritts durch die hohen Bäume des Parks dem Pächterhof zu.

Im Hinweg teilte sich die Gesellschaft sehr korrekt; die fünf Herren gingen in einer Gruppe, und Bernande und Leonore folgten hinterdrein, anscheinend in ein vertrauliches Gespräch vertieft. Boisgelin erging sich in Klagen über das Unglück, welches die Landwirtschaft verfolgte: die Erde mache Bankrott, alle Landwirte gingen einem nahen Ruin entgegen. Châtelard und Gourier waren darüber einig, daß ein drohendes Problem, für welches noch keine Lösung gefunden worden, sich hier aufrichte; denn damit der industrielle Arbeiter produzieren könne, müsse das Brot billig sein, und wenn das Korn billig sei, kaufe der verarmte Bauer die Industrieprodukte nicht. Delaveau glaubte, die Lösung sei in einem wohlangeordneten Schutzsystem zu suchen. Und Lucas, den diese Frage tief berührte, drängte alle zum Reden, erfuhr besonders manches von Boisgelin, der schließlich das Geständnis machte, daß seine Unzufriedenheit auf die Schwierigkeiten mit seinem Pächter, Feuillat, zurückzuführen war, dessen Ansprüche sich von Jahr zu Jahr steigerten. Er würde wohl gezwungen sein, sich anlässlich der Pächtererneuerung von ihm zu trennen, da der Pächter eine zehnprozentige Ermäßigung des Pachtzinses verlange. Das schlimmste sei aber, daß der Pächter, da er fürchte, daß der Vertrag nicht erneuert werde, den Aekern keine Sorgfalt mehr zuwenden und sie nicht mehr genügend düngen, indem er sagte, daß er nicht nötig habe, für den Gewinn seines Nachfolgers zu arbeiten. Dadurch werde der Boden sterilisiert, dem langsamen Absterben überlassen.

„Und so ist es überall,“ sagte Boisgelin. „Es kommt zu keinem Einverständnis mehr, die Arbeiter wollen sich an Stelle der Eigentümer setzen, und die Landwirtschaft leidet unter dem Streite. Zum Beispiel in Combettes, dem Doise, dessen Acker von den meinigen nur durch die Straße nach Formeries getrennt sind — Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie da alles im Hader mit einander liegt, welche Anstrengungen jeder Bauer macht, um seinem Nachbar zu schaden, wobei er sich zugleich selbst lähmt. O, die Feudalherrschaft hatte ihr Gutes; alle diese Kerle würden arbeiten, wie sich's gebührt, wenn sie nichts hätten und überzeugt wären, daß sie niemals etwas haben werden!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).

44]

Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

XXXVI.

Seit diesem Abendbesuche Maschas wukte Bohrmann erst, wie unglücklich der sündhafte Mensch werden kann. Bis jetzt war selbst seinen Bewusstseinsqualen etwas Süßes beigemischt gewesen, etwas Erinnerung und etwas Hoffnung; ja sogar die furchtbaren Nachtgesichte waren recht erträglich, wenn er sie mit den Gedanken verglich, die ihn jetzt beschäftigten, von Tag zu Tag drängender und ausschließlicher.

Er träumte nicht mehr, aber er schlief auch fast nicht mehr. Die wildeste Eifersucht hatte sich zunächst seiner bemächtigt. Er hatte keine Gewißheit, aber der Verdacht verließ ihn nicht mehr. Wie eine Krankheit im Blute peinigte ihn der Verdacht, daß Mascha ihm nicht treu war. So sittenlos, so vertorfen, wie ihre schlechten Freunde ahnen ließen . . . das war ja nicht möglich, das gab es nicht unter Christen. Das gab es höchstens in der Weltgeschichte bei den Heiden, aber nicht unter deutschen Frauen. Nur daß sie ihm nicht treu war, das war möglich. Nicht gewiß . . . sie hatte „platonisch“ gesagt . . . aber möglich! Daß sie ihn mit dem Schauspieler betrog, wie den Gatten mit ihm! Alles, sein Bestes, seine Seligkeit hätte Bohrmann hingegeben für die Gewißheit.

Und um ihn ganz toll zu machen, hatte Mascha ihm noch eine kleine Eifersucht auf Hilde in den Kopf gesetzt. Die drängte er zwar immer wieder zurück und schämte sich dieser Aufwallung. Sie war ein braves Weib, und er war sein Freund! Das kam von seiner eignen Schlechtigkeit, daß er jetzt allen andren solche Dinge zutraute.

Ja, schlecht war er! Er hatte gar kein Recht, sich gegen

die furchtbaren Dinge zu wehren, die Mascha ihm in ihrer Aufregung ins Gesicht geschleudert hatte. Warum auch? Wenn auch nur einer dieser Vorwürfe berechtigt war, wenn nur ein Schatten vorhanden war, so war es vorbei mit seiner Ehre, mit seiner Standesehre.

Bohrmann fühlte, wie die quälenden Gedanken jedes Pflichtgefühl in ihm ersticken wollten. In der Schule ertappte er sich — er, der als Lehrer sich noch nie etwas vorzutuerfen hatte — auf Unaufmerksamkeit, ja auf Ungerechtigkeiten. Und zu Hause erst! Täglich gab es Zank, auch vor den Kindern. Und es war ihm, als ob Hilde jetzt nicht so eigentlich gutmütig stritt, wie sie sonst gethan hatte, als ob sie ihn vielmehr reizte und ihre Freude hätte an seiner Heftigkeit.

Sie saßen bei Tische, wo es Bouletten gab, das einzige Gericht, das Bohrmann nur mit Widerstreben aß. Mit boshaftem Lächeln hatte sie die Schüssel hingeseht. Wenn er weiter so gut leben wolle, wie im letzten Vierteljahre, solle er sich nicht mit aller Welt verfeinden. Er sei zu dünn. In Gegenwart von Siegfried sagte sie das. Da antwortete er, und es klang wieder wie eine fremde Stimme:

„Konrad hat Dich gestern in einer Droschke nach Hause begleitet?“

„Was geht Dich das an?“ antwortete Hilde und legte Lenchen noch eine halbe Boulette auf. „Der Direktor bezahlt es ja . . . Lenchen, Papa hat wohl am Fenster gelauert? . . . Ist das alles? Hast Du mir sonst nichts zu sagen? . . . Waschlappen!“

So ging es jeden Tag. Bohrmann suchte zweimal bei Fräulein Raymond . . . er wußte selbst nicht was: Trost, Ruhe, Rat. Beide Male traf er die Freundin nicht an. Sie scheine endlich Verimuth anzunehmen, sagte Frau Spindler. Sie ziehe täglich ihr einziges gutes Kleid an, das weiße, und laufe ordentlich auf den Straßen herum. So sei es immer. Die Feinsten würden die Gemeinsten.

„Aber mit dem Gesicht wird sie nicht viel machen. Der Tod schaut ihr ordentlich schon aus den Nasenlöchern heraus!“

Bohrmann hatte sich jetzt angewöhnt, seine Zeitung von der ersten bis zur letzten Zeile zu lesen. Das brachte ihn auf Gedanken, die ihm ganz gleichgültig waren. Er erfuhr Vorgänge aus der politischen Welt, aus fernen Ländern, aus dem Leben Berlins, aus der Verbrecherwelt, alles war ihm neu, alles zerstreute ihn während des Lesens, und nichts war im stande, die nagende Sorge und die Unzufriedenheit mit sich selbst zu verschonen.

Im Feuilleton des Doktor Raskel standen jetzt lange Artikel über das Kronprinzen-Theater und über Doktor Gantinger. Einmal sollte das Publikum auf die merkwürdige Gattung der Mysterien vorbereitet werden, denen die Zukunft des deutschen Dramas gehörte und deren erster Versuch, ein Meisterversuch, gleich nach der „Selben Sache“ auf dieser interessantesten Berliner Bühne erscheinen würde. Dann wurde Doktor Gantinger gegen die Angriffe irgend einer andren Zeitung in Schutz genommen; irgend eine junge Schauspielerin mochte eine Verzweiflungsthat begangen haben, weil man ihr nicht Wort gehalten hatte, weil man ihr gekündigt hatte, ohne sie auch nur einmal auftreten zu lassen. Das schien aus der Antwort des Doktor Raskel hervorzugehen.

Man dürfe für die vielen Vertragslösungen nicht den unbestechlichen Doktor Gantinger verantwortlich machen. Das seien alte Sünden des tüchtigen, aber schwachen Stanislaus Lopinsky. Er habe allerdings, unter dem Einfluß seiner eignen Gutmütigkeit und verführt von frivolen Geldmännern, so viele Verträge unterschrieben, daß jedes Theater an diesen Lasten hätte zu Grunde gehen müssen. Uebrigens sei ja in jedem Verträge die Kündigungsfrist vorgeesehen gewesen. Doktor Gantinger sei immer gefehlich vorgegangen.

Es war am Tage der Eröffnung des Kronprinzen-Theaters, acht Tage nach dem letzten Besuche Maschas, als Bohrmann zerstreut in seiner Klasse saß. Eben hatte er einen Anaben, den er sonst wegen seiner großen Begabung und seines musterhaften Fleißes zu schonen pflegte, hart angefahren. Nicht einmal dieses Unrecht vermochte ihn ganz zu seiner Aufgabe zurückzuführen.

Hilde hatte beim Kaffee sonderbare Reden geführt. Es sei endlich hohe Zeit, ein Ende zu machen. Was sie wohl damit meinte?

Da wurde Bohrmann vom Schultenier hinaus gerufen, ein Herr wünsche ihn dringend zu sprechen.

Es war gegen die Grundsätze Bohrmanns, seine Klasse

allein zu lassen; er pflegte sonst die Kollegen zu tadeln, welche die Stunden durch persönliche Angelegenheiten unterbrechen ließen. Jetzt war er froh, die Kinder allein zu lassen, die ihn seit einigen Tagen oft ängstlich und verwundert anblickten, gerade seine Lieblinge am ängstlichsten.

Auf dem Korridor fuhr er doch zusammen, als er den Assessor erblickte, den Vetter Felix. Der schien den Lehrer in seinem unscheinbaren Ködchen nicht gleich zu erkennen, dann aber rief er laut und übermütig, wahrhaftig wie ein Betrunkener auf dem Theater:

„Ich war bei Ihnen. Ihre Frau hat mich hergewiesen... Mascha betrügt uns.“

Bohrmann mußte schnell an Fräulein Raymond denken, um nicht unzufinken oder in Thränen auszubrechen oder sonst etwas Unwürdiges zu thun. Glücklicherweise hielt er noch Schwamm und Kreide in der Hand.

Er legte beides auf ein Fensterbrett.
7x7 = 49.

So hatte er eben auf die Schultafel geschrieben. So wiederholte er jetzt in seinem Innern, zweimal, dreimal, bis er sich ein wenig gefaßt hatte und sagen konnte, er verstehe den Herrn Assessor nicht.

Der Assessor verzog den Mund zu einem spöttischen Grinsen. Aber es kam dem Lehrer doch vor, als sei der junge Mann bleich vor Zorn und Schmerz.

„Und nicht so laut, wenn ich bitten darf, Herr Assessor. Wir sind in einem Schulgebäude. Das muß Ihnen heilig sein!“

Als Vetter Felix sich zu zwingen versuchte und leise sprach, traten ihm plötzlich die Thränen in die Augen.

Zu dumm! Es sei eben ein Teufelsweib! Seit drei Jahren könne er nicht von ihr loskommen, trotzdem sie ihn immer wieder betrüge, immer wieder foppe. Liebe? Blague! Aber keinem gönne er sie! Keinem! Das Teufelsweib!

„Sagen Sie mir, Herr Assessor, auf Manneswort: halten Sie Frau Mascha nicht für keusch?“

So war wohl im Schulkorridor vorher noch niemals gelacht worden. Uebrigens habe es Vetter Felix satt, sich vom Herrn Lehrer dumm machen zu lassen. Und wieder kam es über dieses Herrn Lippen, genau so wie jüngst aus Maschas Munde: Bohrmann sei ein ganz gerissener Stumme, er habe fast noch geschickter als die andern zugleich Mascha und Hautinger benutzt, um in den Ring hineinzukommen. Dafür sei die Miene eines Unschuldse Engels ganz gut gewesen und nun sei sie überflüssig. Vetter Felix sei auch nur gekommen, um dem Herrn, der es ja so genau nehme mit dem Ehrenpunkte, mitzuteilen, daß Mascha diesen Talgklumpen, diesen Seiltänzer, diesen Dracklin auf seiner Bude zu besuchen pflege, auch heute werde sie hingehen, zwischen fünf und sechs Uhr.

„Warum erzählen Sie mir das, Herr Assessor?“

„Neueste Diplomatie, werter Sir! Offenheit. Auerneueste sogar: Suggestion. Sie sind ja ein Drangänger. Wissen Sie: . . . Ostende. Sie werden die gleiche Wut empfinden wie ich, Sie werden ihr aufauern, Sie werden . . . was weiß ich? Sie werden sie prügeln, und ihn, ihn besonders. Sie werden uns rächen.“

Bohrmann wußte nicht, warum, aber ihm fiel sein Ausruf über die Karte von Palästina ein. Da hatte Fräulein Raymond ihn gelobt, weil er seiner besseren Natur treu geblieben war. Und das letzte Gespräch fiel ihm dabei ein. Keine Sünde begehen wider den heiligen Geist! So griff er wieder zu Schwamm und Kreide, dachte dabei an die großen Hände seiner Freundin und sagte mit fester Stimme:

„Herr Assessor . . . entschuldigen Sie mich . . . meine Klasse darf nicht allein bleiben.“

Er hörte Vetter Felix noch rufen:

„Ich verlasse mich auf Ihre Natur. Sie werden zur Stelle sein. Dracklin wohnt . . .“

Bohrmann glaubte die Adresse nicht deutlich gehört zu haben.

Es fehlte noch eine Viertelstunde bis Mittag. Bohrmann nahm sich zusammen, um die Knaben nicht entgelten zu lassen, was in ihm tobte.

Wenn es wenigstens Gewißheit gewesen wäre!

Wie ein Kranker schlich er nach seiner Wohnung. Gewißheit!

An der Thür stand ein Geschäftsdienner, der unhöflich, wie es schien, von Hilde etwas verlangte.

„Scheren Sie sich fort,“ rief Hilde, als sie ihren Mann

erkannte. „Ich werde noch heute herankommen und mich bei Ihrem Chef über Sie beschweren.“

Zerstört trat Bohrmann ein und schloß die Thür hinter dem Manne, der unsicher brummend stehen geblieben war.

„Was wollte dieser Herr von Dir?“ fragte Bohrmann, nachdem er seinen Hut abgenommen und die Schulhefte hingelegt hatte.

Hilde stand fertig angezogen, wie sonst selten am Vormittag, neben dem ungedeckten Tisch. Sie warf ein Papier hin und rief: „Da!“

Dann ging sie nach der Küche und kam nach wenigen Augenblicken mit einer ganzen Handvoll ähnlicher Papiere zurück. Sie legte sie auf den Tisch und sagte noch einmal: „Da!“

Bohrmann rückte sich einen Stuhl zurecht und las. Es waren Rechnungen, die beträchtliche Summen enthielten, Rechnungen über eine Plüschgarnitur, über Herrenwäsche, zwei Rechnungen von Kaufleuten, eine Fleischerrechnung, eine Bäckerrechnung, Rechnungen von einer Schneiderin, Rechnungen über Güte und Torten.

„Das versteh ich nicht,“ sagte Bohrmann aufblickend. Es wurde ihm heiß auf der Stirn. „Hast Du denn noch nicht bezahlt? Hast Du den Lotteriegewinn noch nicht erhoben? Wieviel macht es denn?“

„Kopfrechnen schwach,“ antwortete Hilde höhnisch. „Du kannst es leichter zusammenzählen als ich. Stört den Papa nicht, Kinder, er will seinen Namen unterschreiben. Ich habe in der Küche zu thun.“

Die Kinder saßen aneinandergeschmiegt in einem der blauen Plüsch-Ganteuils.

„Warum soll ich Dir gnädige Frau sagen?“ flüsterte Siegfried. „Du bist doch Lenchen.“

Bohrmann wischte sich die Stirn ab und addierte die Ziffern der Rechnungen, als ob es eine Schulaufgabe gewesen wäre. Er war bald fertig. 569 Mark 50 Pfennige. Er machte die Probe und fand die gleiche Summe. Hilflos lehnte er sich zurück und hatte die Rechnungen sofort vergessen.

Gewißheit!

„Rein, ich darf nicht anfangen“, sagte Lenchen. „Du bist der Herr. Du mußt mich um einen Kuß bitten . . . und dann mußt Du jetzt Du zu mir sagen. Aber nicht, weil ich Lene bin. Du mußt Mascha zu mir sagen.“

Bohrmann hörte den Namen und sah die Kinder verständnislos an. Es war wohl ein Spiel.

„Das ist langweilig“, sagte Siegfried. „Ich möchte lieber etwas singen. Fräulein Raymond singt immer. Mascha spielen ist fürchtbar langweilig.“

„Sei gut, Friede. Wenn wir uns geküßt haben, gebe ich Dir auch nachher einen Kuß . . . also sage es doch: Noch einen letzten Kuß, teuerste Mascha.“

Beide Hände stützte Bohrmann auf die Tischplatte und richtete sich langsam empor.

„Du lügst, elendes, nichtswürdiges Kind,“ schrie er Lenchen an. „Du lügst und hast immer gelogen, Du . . . Du.“

Hau sie durch, Papa,“ sagte Siegfried weinerlich. „Sie will immer Mascha spielen, und das ist so langweilig.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

er. Der Herr Verwalter. Je mehr das Mädchen ihm sprach, desto lauter schrie der Junge; sein Weinen schallte durch das ganze Haus. In allen Etagen wurden die Thürrahmen aufgerissen, neugierige Gesichter blickten über die Treppengeländer: „Was ist denn los? Was giebt's denn? Was haste denn, Paulelin? Hat Dir wer was gethan?“

Von allen Seiten kamen Frauen herbei und sammelten sich um das schluchzende Kind.

„Er hat im Hausflur gespielt,“ sagte das junge Mädchen, „aber Scholl hat es ihm verboten und gedroht, wenn er's nochmal thut, gäbe es was; nun traut er sich nicht nach oben, weil er bei Scholls Wohnung vorbei muß, er denkt, sie lauern ihm auf und thun ihm was.“ Sie lachte.

„Er . . . er . . . er hat . . . ge . . . gesagt, er haut mir,“ schluchzte der Junge.

„Darf er ja gar nicht, lauf doch nur zu Muttern,“ beschwichtigte das junge Mädchen.

„Der is lange in seine Bude,“ stimmte eine andre Frau bei.

„Komm, ich werde Dich nach oben bringen,“ sagte eine dritte; „s doch Müllerns vom Hof drei Treppen?“ Sie sah sich fragend um.

„Salvoll, Müllerns Pause.“ Die andern nickten.
 „Na, denn lauf man,“ sagte das junge Mädchen, die ihn zuerst getröstet hatte, und gab ihm einen freundschaftlichen Klaps: „Wie man 'n Kind nu so zum Weinen bringen kann?“
 „Ja der Scholl — die dicke Frau Raumann aus dem ersten Stock zog ein Gesicht — „der soll sich doch man bloß nich haben, wenn du 'n Kind auf 'm Hausflur spielt. Was das nu schadet?“
 „Trade als ob dert hier so 'n feines Haus wäre,“ stimmte die lange Frau Hamel bei, „der denkt wahrscheinlich, weil vorn drei Treppen hoch 'n Lehrer wohnt, wär's hier mit 'n mal hochherrschaftlich.“
 „Aber seine Jören sind immer unten“, sagte das junge Mädchen.
 „Dafür sind's auch Verwaltersjören“. Sie lachten.
 „Ja, der Scholl macht's immer so, der denkt, er kann die Leute triezen.“
 „'n richtigen Verwalternagel hat er“. Sie sprechen alle durcheinander.

„Wissen Sie, was er bei mir gemacht hat?“
 Frau Raumann sah von einem zum andern.
 „Wissen Sie, ich füttere doch auf meinem Balkon die Spazzen, da kommt er neulich rauf und sagt, das darf nicht sein. Wenn die Spazzen Semmel wegtragen und 'n Stückchen fallen lassen, dann liegt das nachher unten auf der Straße, und er müßt es auffegen. Haben Sie Worte?“
 „Ne, beinah' nich mehr.“
 „Im 'ne Brotkrume, die 'n Spatz fallen läßt — na so 'ne Verwüthheit!“ Frau Hamel wandte sich ab.
 „Der hat wohl selber 'n kleinen Piepmatz?“
 „Bei uns hat er auch so'n Krach gemacht“ — erzählte eine Dritte — „denken Sie an, ich bürtete mir gestern meinen Kack aus und hab' dabei die Korridorthüre offen, da kommt er rauf wie so'n Schiebsvogel, ich sollte mit 'n Kack auf 'n Hof gehen, — nu sagen Sie mal — wo bloß 'n paar Fussel dran sitzen, da werd ich mit dem Kack die drei Treppen runterlaufen, und ich wisch mir den Platz vor meiner Thür noch immer allein auf.“

„Na, wenn man sich das nich selber macht, denn kriegt man ihn hier überhaupt nicht rein.“
 „Der will 'n Wort sagen? Der soll man überhaupt erst dafür sorgen, daß die Treppen ordentlich gefegt werden — auf unsren Absatz liegt ein Knochen, der liegt schon drei Tage da.“
 „Und seine Frau ist ganz ebenso,“ sagte Frau Raumann, „wenn man mal fünf Minuten nach zwölf 'n Teppich klopfen will, dann reißt sie gleich 's Fenster auf und schimpft wie 'n Rohrpat.“
 „Ja, aber sie schüttelt ihre Decken stramm aus dem Fenster auf den Hof. Das sollt' mal 'n andrer thun.“
 „Ja, sie denken, weil sie Verwalter sind, können sie sich aufspielen“, sagte das junge Mädchen.
 „Und Verwalter sind se noch nich 'n mal, Portiers sind se — weiter garnichts.“
 „Na se schimpfen sich doch aber Verwalter, weil man die Miete an sie zahlen muß.“
 „Eingebildet sind sie fürchtbar“, bestätigte Frau Raumann.
 „Ja wohl, als wären se der Herrgott selber — möchte man bloß wissen worauf.“

„Na mein Himmel, worauf denn wohl?“
 Die Hamel lachte. „Nu sollen die Leute nich einjebildet sein! Bis Oktober war'n se 'n Endelkn jarnischt — und jetzt kam de Frau de Treppen scheuern und der Mann den Hof und die Straße fegen und darauf soll'n se nich einjebildet sein?“ —

Ik. Junges Grün. Nun streckt sich's und redt sich's in Wald und Feld und unter warmen Regengüssen meint man die entfalteten Knospen förmlich wachsen zu sehen. Im Innern der Stadt sind es zuerst die Grasplätze der öffentlichen Anlagen, die ihr misfarbiges Wintergrau fast über Nacht in helles Grün verwandelt und dem Großstädter das Erwachen der Natur angezeigt haben; dann aber haben auffälliger Erscheinungen die Wälder auf sich gezogen. Lebhaft gelbgrüne Blütenbüschel zieren schon die Ahornbäume, ehe noch etwas von den Blättern zu sehen ist, und das gleiche Voraus-eilen der Blüten können wir im Botanischen- und im Tiergarten besonders an einigen fremdländischen Strauchgewächsen beobachten. Die gleiche Erscheinung zeigen in allerdings wenig auffallender Weise die Eichen und Ulmen an unsren Alleen und Parkwegen, sowie unsre Pappeln, auf deren Blütezeit man erst aufmerksam wird, wenn die männlichen raupenartigen Käzchen abfallen und zu Tausenden die Begränder bedecken, wie es gegenwärtig der Fall ist. Die auffälligsten aller derjenigen Pflanzen, die ihre Blüten vor den Blättern entwickeln, sind die Magnoliensträucher in den Anlagen und Vorgärten, die ihre faustgroßen weißen und rosa-überhauchten Nieselnblumen entfalten; sie stammen aus Nordamerika, einer Belt, die uns durch Artenreichtum und Schönheit der Holzgewächse gewaltig überlegen ist. — Mächtig haben sich die dicken Knospen der Nohklastanien gestreckt und in der entfalteten Hülle sieht man zwischen den noch zusammengelegten jungen Blättern, die später den Baum zum prächtigen Schattenspenden machen sollen, die aufrechten Trauben, die in wenigen Wochen ihre ungezählten weißen Blüten entwickeln werden.

In unsren Laubwäldern beelen sich die weißen, gelben und blauen Anemonen, das Sonnenlicht auszunutzen, das bis jetzt noch

reichlich durch die Zweige der Buchen bringt; es ist höchste Zeit! Denn auch die Buchen legen ihr Frühlingsgrün an; immer größer werden die zarten Blättchen, immer kleiner die zitternden Sonnenflecke auf dem Waldboden, immer tiefer der Schatten, den keiner unsrer Waldbäume so hervorzuzaubern versteht, wie die Buche. Wer es kann, der versäume nicht, einen Buchenwald im ersten Grün aufzusuchen; es ist ein Anblick, dem wenig ähnliche in unsrer heimatischen Pflanzenwelt an die Seite zu stellen sind! —

Theater.

Berliner Theater. Gastspiel der Elsäßer. Die Thatfachen spielen wunderbarlich mit den Menschen. „Los von Berlin“ riefen einige Heißsporne der Heimatskunst und nun erleben wir, daß Theatergesellschaften, die nur provinciale Bedeutung beanspruchen, die also „Heimatskunst“ im engsten Sinne sind, — nach Berlin kommen. Woraus man am Ende schließen darf, daß auch die Heimatskünstler um Berlin nicht herum kommen, so viel Verechtigung im übrigen, in ihrer Kritik des Berlinerthums stecken mag.

Es ist durchaus mit Freuden zu begrüßen, daß die deutschen Stämme nach Berlin kommen, um in der Hauptstadt zu zeigen, wie hübsch und anmutig sie volkstümliche Kunst in ihrer Heimat zu pflegen wissen. Wir freuen uns, wenn so in die Großstadt ein Hauch wüzigiger Landluft hineingebracht wird und vor allem den Elsäßerknöchten wir nichts Unfreundliches sagen — darin haben andre ja genug gesündigt. So heißen wir sie willkommen, nicht als Leute, die gekommen sind, um uns schauspielerisch zu zeigen, was nun eigentlich eine Harle ist, sondern als Boten ihrer schönen Heimat und als Boten des deutschen Südens, die beim Norden zu Gast sind. Wieviel schauspielerisches Talent sie mitbringen, läßt sich nach einer Vorstellung nicht beurteilen und so halten wir zunächst mit unsrer Ansicht zurück. Immerhin läßt sich sagen, daß sie einzelne Leistungen boten, deren sich auch ein guter Berufs-schauspieler nicht zu schämen brauchte, und so gewannen sie sehr schnell den Beifall des Publikums. An den Dialekt habe wenigstens ich mich ziemlich leicht gewöhnt, so daß ich von der Mitte des ersten Akts an gut verstanden. Das Stück, das sie spielten — „Der Herr Maire“ heißt es — ist ein harmloser Wechselungschwanz mit naiver volkstümlicher Technik. Es enthält unschuldige Laune genug, um zu belustigen. — E. S.

Humoristisches.

— Gerechte Entrüstung. Mutter: „Na, hier siehst's ja wieder nett aus, und außerdem hast Du schon wieder ein großes Loch im Strumpf, so daß sogar die große Zehe herausguckt!“
 Der kleine Karl: „Du raisonierst aber auch über alles! Die andren Nuben laufen barfuß und ich darf noch nicht einmal mit einer nackten Zehe rumlaufen!“ —
 — Anders gemeint. Wirt: „Na, wie ist das Weessteal?“
 Gast: „Einfach großartig; gegen Ihre Frau Gemahlin bin ich nur ein Stämper!“
 Wirt: „Sind Sie denn — Koch?“
 Gast: „Nein, ich fabriziere unzerreißbare Silberbücher!“
 („Weggend. hum. Bl.“)

Notizen.

Im Litterarischen Echo“ veröffentlicht Frau Dr. Theodor Fontane (Berlin W., Elsholzstr. 17) die Bitte, ihr alle Briefe und sonstige schriftliche Aeußerungen ihres verstorbenen Gatten (Widmungsverse in Büchern u. dgl.) fremdbüchlich zum Zwecke einer umfassenden Sammlung einzusenden. Die Originale werden selbstverständlich den Besitzern nach Anfertigung einer Abschrift zurückgestellt; ebenso soll die spätere Veröffentlichung von Briefen nur mit Zustimmung des Adressaten erfolgen. —
 — Das Deutsche Theater wird im Juni ein längeres Gastspiel im Wiener Carl-Theater geben. —
 — „Sonnenuntergang“, ein Drama von Hans Bethge, wird am 29. Mai in Darmstadt an der von Peter Behrens erbauten Bühne zur Erstaufführung kommen. —
 — Das Gastspiel des Deutschen Theaters in Budapest hat in 10 Vorstellungen 55 000 R. gebracht. —
 — Björnsons Drama „Loboremus“ errang bei der Erstaufführung in Christiana einen großen Erfolg. —
 — Eine „Neue Berliner Volksoper“ wird im Carl Weiß-Theater vom 22. Juni bis Ende August spielen. —
 — Die dritte Berliner Secessions-Ausstellung wird nun endgültig am 8. Mai, mittags 12 Uhr, eröffnet werden. —
 — Segantinis Werk „Der Engel des Lebens“ ist von der ungrischen Regierung für die Budapest National-Galerie angekauft worden. —
 — Zu der Errichtung des Goethe-Denkmal's auf dem Leipziger Raschmarkt gegenüber Auerbachs Keller haben die Leipziger Stadtverordneten ihre Genehmigung erteilt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 5. Mai.